

Beten mit Sterbenden muß angeboten werden

von *Friedrich Haarhaus*

Beten mit Sterbenden? – Wer denkt schon daran? Und wie fängt man's an, wenn man an einem Sterbebett beten möchte. Das ist keine gewohnte Umgangsform für die meisten. Sie beten vielleicht für sich, in der Kirche, aber schon kaum in der Familie, geschweige bei einem Besuch bei Freunden! – Und wer erst einmal schwer krank geworden ist, der weiß das. Er hat es ja selber vorher nicht besser gemacht. Er spürt die Verlegenheit seiner Besucher. Also seufzt man, spricht sich über alle anderen Dinge aus, nur nicht über das, was einen im Innersten bewegt.

Hinzu kommt noch, daß gerade am Sterbebett ein Gegensatz zwischen dem Lebensideal des leistungsstarken, erfolgsgewohnten Menschen und dem zur Passivität Verurteilten aufbricht: Der eine gewinnt Zeit zum Nachdenken, während ihm seine Lebenszeit zerrinnt. Der andere hat, wie gewöhnlich, nie Zeit, obwohl er in dem Trauma einer endlosen Lebenszeit lebt. So weichen beide einander aus. Der Sterbende spürt den weiten Abstand der ihm sonst Nahestehenden.

Menschen leben aneinander vorbei, wo der eine wie eine Maschine täglich unter Volldampf steht, während der andere auf dem Nebengleis allmählich zum Stillstand kommt. Womit soll der immer nur Aktive einen Todkranken trösten und aufrichten? Er selber steht ja noch nicht einmal in seiner freien Zeit still. Bei seiner nimmermüden Betriebsamkeit hat er übersehen, daß auch er einmal seinen Tod erleiden wird. Sein Leben wirkt wie eine Flucht ins Ungewisse. Flucht – vor was nur?

Das Weltbild eines Sterbenden verengt sich oder weitet sich, je nach der Einstellung eines jeden zu Tod und Leben. Die Welt des Tätigen wird – meist gedankenlos – hektisch konsumiert, sie überschlägt sich in immer neuen Tagesereignissen und Verlockungen. Den unterschiedlichen Situationen entsprechen verschiedene Verhaltensweisen. Für den einen verliert die äußere Welt täglich mehr an Bedeutung; sie hat ihm immer weniger zu sagen. Der andere verdrängt den Gedanken an den Tod und vermeidet, mit dem Sterbenden über den Tod zu reden. Er gibt dabei eine Lebenshaltung zu erkennen, die schon von dem heidnischen Philosophen Epikur angepriesen wurde: „Gewöhne dich an den Gedanken, daß der Tod dich nichts angeht...; denn nur das ermöglicht dir den Genuß des Lebens!“ Also: „Laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!“ Gemeint ist ein Leben, das Gott nicht mit einbezieht, sondern ihn verdrängt.

Epikur und seine Nachfahren wären schlechte Lehrmeister für solche, die einem Sterbenden beistehen möchten. Ihre Lehrmeinungen hießen im Klartext: „Einfach nicht hinsehen! An seiner Tür vorbeigehen! Wenn er klingelt, nicht hinhören! Du hast ja schließlich noch andere Dinge zu tun! Wenn er gestorben ist, weitermachen! Der Tod ist ohnehin nichts, also stört er uns auch nicht!“ – Eine solche Haltung ist wohl nicht weit von der gelebten Praxis entfernt.

Es scheint, daß viele Sterbende wie selbstverständlich mit der negativen Einstellung der Lebenden zum Tod rechnen. Sie wagen nicht, dagegen aufzubegehren. Sie hätten ja auch keine Kraft mehr dazu. Und wo die Kraft schwindet, verliert sich auch der Mut. Sollten die Sterbenden früher selbst eine negative Einstellung zum Tod gehabt haben, ist sie ihnen spätestens angesichts des eigenen Todes meist fragwürdig geworden. Es gibt jedoch auch Sterbende, deren Stolz bis zum letzten Atemzug nicht besiegt wird. Sie bleiben bei einer vorgefaßten Meinung. Häufig versuchen sie, durch Ausflüchte ihre innere Unruhe zu übertönen.

Aus Schwäche oder aus Rücksichtnahme reagieren Sterbende oft so, wie ihre Gesprächspartner das erwarten. Ihre eigenen, vielleicht unklaren Ansichten können sie mit kaum jemandem aufarbeiten. Wer sollte sie jetzt verstehen? Wer könnte ihnen zustimmen? Wer könnte sich dazu überwinden, mit ihnen zu beten? Die Macht einer anders laufenden Gewohnheit in Familie, Freundschaft, Nachbarschaft bietet keine Gelegenheit zu einem neuen Anfang dort, wo man es

mit einem unwiderruflichen Ende zu tun hat. So kommt es dazu, daß Sterbende sich unverstanden, alleingelassen fühlen. Sie sprechen sich nicht aus. Sie isolieren sich. Sie verstellen sich sogar in Anpassung an gewohnte Lebenseinstellungen. Aber die aufgezwungene Einsamkeit quält mehr als alles andere.

Leider bestätigen sich solche Beobachtungen allzu häufig in der Praxis: Sterbenden bleibt nicht verborgen, daß ihr bedauernswerter Zustand gesunden, lebensstarken Menschen unerträglich erscheint, fast schon eine Zumutung! Tatsächlich leiden viele beim Anblick eines Sterbenden mehr an sich als mit dem anderen. Der Verlust schmerzt verständlicherweise. Oft auch sind Angehörige regelrecht verstimmt, daß eine hoffnungslose Situation, wie sie meinen, unnötig verlängert wird. Sie denken an ihr Geld, an ihre Kraft, an ihre Zeit. Was soll der ganze Aufwand, wenn er am Ende doch nichts bringt! So äußert sich Unmut. Im Hintergrund aber steht oft eine viel tiefer reichende Verunsicherung: Das heile Bild von einem unaufhaltsamen naturwissenschaftlich-technischem Fortschritt wird durch das Sterben eines Menschen empfindlich gestört. Eine Welt, die nur noch selbstgemachte Wertvorstellungen anerkennt, muß sich als gescheitert ansehen, wenn sich etwas dem Machbaren unwiderruflich entzieht.

Menschen, die nur auf ihr zeitliches Wohlergehen fixiert sind und die den Tod als eine unerbittliche Grenze ihrer Möglichkeiten sehen, wissen sich in solchen Lebenslagen nicht mehr zu helfen. Ihnen nimmt der Tod alles und gibt nichts. Den Gedanken an ein ewiges Leben haben sie ausgeklammert. Der Spannungsbogen ihres Denkens und Erlebens ist nicht so weit gezogen, daß der Herr über Tod und Leben darin noch Platz hätte. Lebenshilfe bedeutet für sie nur Lebensverlängerung zu einem möglichst geringen Preis. Auch das Älterwerden darf ihrer Gesundheit, ihrem Lebensgenuß, ihrem Besitz und ihrem Einfluß möglichst wenig kosten. Sterbehilfe heißt für sie, möglichst bequem, schmerzfrei, ohne große Unkosten und ohne Verstimmungen von der Bühne abzutreten. Störfaktoren sind möglichst auszuschalten. Wo dies nicht geschieht, sucht man, wie ja auch schon bei Naturkatastrophen, nach Schuldigen.

Vornehmlich bei solchen, nur innerweltlich Denkenden und nur für das Diesseits Aufgeschlossenen beobachtete Frau Dr. Kübler-Ross fünf Reaktionsphasen auf das Bekanntwerden ihres bevorstehenden Todes:

- (1) Nichtwahrhabenwollen = Isolierung,
- (2) Zorn = Aufbegehren,
- (3) Verhandeln mit sich und im Geheimen auch mit Gott = Versprechungen machen,
- (4) Niedergeschlagensein über das Unabänderliche = Aufgeben,
- (5) Zustimmung = den hoffnungslosen Kampf einstellen, sich abfinden.

Das soll kein Schema sein, das Zwangsvorstellungen auslöst. Frau Kübler-Ross läßt selber offen, daß die einzelnen Phasen auch ineinander übergehen und sich überschneiden können (Seite 219 ihres Bestsellers „Interviews mit Sterbenden“, Kreuz Verlag, Stuttgart-Berlin).

In einem neueren Buch („Was können wir noch tun?“, Kreuz Verlag, Stuttgart-Berlin – siehe dort die Seite 155!) gibt Frau Kübler-Ross zu erkennen, daß die genannten Reaktionsphasen nicht typisch für gläubige und darum betende Menschen sind. Sie konnten dem Tod viel gelassener entgegensehen. Weil die „wahrhaft gläubigen Menschen mit einer tiefen beständigen Beziehung zu Gott“ lebten, brauchten sie auch kaum die Hilfe der Krankenhauspsychologin und ihrer Mitarbeiter. Frau Dr. Kübler-Ross bekennt nun von sich selbst (Seite 159): „Bevor ich die Arbeit mit sterbenden Patienten aufnahm, glaubte ich nicht an ein Leben nach dem Tode. Jetzt glaube ich an ein Leben nach dem Tode, und zwar ohne den Schatten eines Zweifels.“

Durch die Erweiterung ihres Blickwinkels auf Menschen, die nicht nur eine negative Einstellung zum Tode haben, gewinnt sie selber auch eine positive Meinung vom Beten mit Sterbenden. So lesen wir nun (in „Was können wir noch tun?“ – Seite 156): „Ich glaube an die Hilfe des Gebets, wenn ein Patient oder seine Familie darum bittet. Wenn Sie (= der angesprochene

Leser – F.H.) es nicht ganz sicher wissen, gehen Sie einfach zu dem Sterbenden ins Zimmer und fragen ihn, ob er ein Gebet hören möchte. Bejaht er es, dann tun Sie den nächsten Schritt – beten Sie, aber ohne Gebetbuch. Hören Sie auf Ihr eigenes Herz und Ihre eigene Seele, sprechen Sie spontan, lesen Sie aber keinen vorbereiteten Text. So ein spontanes, aufrichtiges, von einem liebevollen Menschen gesprochenes Gebet kann oft besser helfen als ein Beruhigungsmittel.“

Eine solche Ermahnung von Frau Dr. Kübler-Ross, die wir aus ihrem ersten Buch „Interviews mit Sterbenden“ nicht kennen, sollte unbedingt gehört werden! Nur dürfte sie nicht so ausschließlich von dem freien, spontanen Beten sprechen. Denn nicht jeder, der über die Gabe des Betens verfügt, besitzt auch die Gabe der freien Redeweise. Ein offenes, aus der Begegnung mit dem Sterbenden gewachsenes Gebet wird gewiß nicht seine positive Wirkung verfehlen. Aber warum sollen wir auf den Schatz der Lieder und Gebete verzichten, mit denen Menschen schon vor uns im Glauben und im Vertrauen auf Gott den Tod überwunden haben! Dazu müßte man wissen, daß viele freudestrahlende Lieder aus kirchlichen Gesangbüchern in der höchsten Not und im größten Leid geboren wurden. Sie sind Früchte des Glaubens und sollten nicht nur den stärken, der sie hervorgebracht hat. Sie gehören zu dem Schatz des „wandernden Gottesvolkes auf Erden“. Die überlieferten Gebete und Lieder werden dort mit neuem Leben gefüllt, wo jemand seine Not mit ihnen ausspricht und die Tröstung erfährt, die schon andere vor ihm erfahren durften.

Wichtig ist also die innere Einstellung und die Hilfsbereitschaft dessen, der einem Sterbenden beistehen möchte. Ob mit einem freien oder mit einem vorformulierten Gebet, ist zweitrangig. Das richtet sich nicht zuletzt nach den Gegebenheiten: Was liegt dem Sterbenden im Augenblick näher? Wünscht er sogar ein bestimmtes Gebet, beispielsweise das Vaterunser oder das apostolische Glaubensbekenntnis oder etwa die Liedstrophe „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir ...“? Wozu fühlt sich der Beistehende imstande? Was entspricht der Situation? Sind vielleicht noch Mitpatienten auf dem Zimmer, die mitbeten wollen? – Frei formulieren oder ein Gebetbuch aufschlagen und daraus vorbeten, diese Überlegung ist genauso zweitrangig wie die Frage nach einer bestimmten Methode der Gesprächsführung mit einem Sterbenden. Hauptsache bleibt zunächst, jemand spricht mit ihm und bietet sich an, mit ihm zu beten.

Frau Kübler-Ross möchte mit ihrer Empfehlung einen Anstoß geben: „Gehen Sie einfach zu dem Sterbenden ins Zimmer und fragen ihn, ob er ein Gebet hören möchte. Bejaht er es, dann tun Sie den nächsten Schritt – beten Sie!“ Dieser Anstoß ist gut. Aber so unbefangen ist kaum jemand, daß ihm ein so unmittelbarer Zugang gelingen könnte. Andererseits wäre es wenig Hilfe, wollte man im Kontakt mit dem Sterbenden nur dessen Bedürfnisse erfragen und dazu höchstens Formulierungshilfen anbieten. Ein Gebet mit dem Sterbenden muß tatsächlich angeboten werden; man sollte nur nicht gleich mit der Tür ins Haus fallen. Weil Sterbende erfahrungsgemäß so reagieren, wie ihre Gesprächspartner das erwarten, werden Beter durch ihr gezieltes und offenes Angebot zeigen müssen: „Wir vertragen es, wir sehen es sogar gerne, wenn du mit uns beten willst. Bei uns brauchst du dich nicht so selbstsicher, so nüchtern, so glaubenslos zu geben, wie du das vielleicht gewohnt warst oder wie du dich mit Rücksicht auf andere sonst geben würdest.“ Ein solches offenes Angebot könnte eine bis dahin schamhaft verdeckte Innerlichkeit freilegen. Viele müssen dazu erst ermutigt werden, weil diese Umgangsform nicht zeitgemäß ist. Sie müssen erst von Zwängen frei werden.

Auch die Kirchen und Gemeinden ermutigen leider nicht immer zu einem Sterbendenbeistand mit Glaubensgespräch und mit Gebet. Der Gesellschaftswissenschaftler Schelsky sprach in einem anderen Zusammenhang von der „institutionellen Selbstbehinderung“ der Kirche. Gerade dort, wo sich die Kirchen als Institutionen selber nicht im Wege stehen möchten, unterliegen sie dennoch Zeitströmungen. Die Folge davon? – Viele haben ihre Kirchen und Gemeinden so verstanden, als müsse sich ihr Christsein ausschließlich, zumindest aber vorwiegend im politischen und sozialen Bereich bewähren. Es käme darum auf ihre Verantwortlichkeit und auf ihre

Mitwirkung bei weltweiten Entscheidungen, Hilfen und Veränderungen an. Da dünkt es schließlich dem mit seinem Tod Ringenden als Zeichen von Kleinmut und sogar von einem „Seligkeitsegoismus“, wenn er für sein eigenes Seelenheil beten möchte.

Was sich unter anderem auch auf die Kirchen auswirkt, scheint ein weitverbreiteter Trend unserer Zeit zu sein: Das Schwergewicht der Normen und Werte verlagert sich vom Einzelnen auf die Gesamtheit. Wo aber das Einzelschicksal eines Sterbenden weniger wichtig ist, dagegen das gesellschaftliche Ganze wesentlich mehr bedeutet, müßte sich der einzelne Sterbende seiner persönlichen Fragen und Zweifel, seiner Ängste und seines Zorns schämen. Er dürfte also gar nicht erst fragen: „Warum ausgerechnet ich, warum nicht der Nachbar? Warum nicht später, wenn alle versorgt sind? Warum qualvoll und warum nicht plötzlich? Und was kommt für mich danach? Gibt es ein Leben bei Gott? Ein Wiedersehen?“ Aber wer kann sein Sterben einfach übergehen? Jeder stirbt schließlich seinen eigenen Tod. Spätestens im Sterben wird er wieder zu einem Individuum. Dem Sterbenden ist mit einem noch so schön verzierten Ideal des gesellschaftlichen Menschen wenig geholfen. Die Kirchen und Gemeinden dürfen von der Seelsorge am Einzelnen nicht ablassen. Trotz ihrer Mitverantwortung für das gesellschaftliche Ganze! Zugegeben, dieser Balance-Akt im Einsatz für das Seelenheil des Einzelnen und das Heil der Welt ist schwer durchzuhalten. Aber ohne einen persönlichen Zuspruch und ohne die Gemeinschaft mit (einem) Betenden stirbt es sich jedenfalls schwerer, qualvoller.

Einem Sterbenden Gemeinschaft zu schenken, ist ein Werk der Barmherzigkeit. Dazu müßte man sich Zeit nehmen. Ich selbst könnte nicht so unbekümmert, wie Frau Dr. Kübler-Ross es empfiehlt, in ein Sterbezimmer gehen und ein Gebet anbieten. Frau Kübler-Ross äußerte sich in ihrem ersten Buch („Interviews mit Sterbenden“, Seite 212) noch kritisch gegenüber denen, die sich in ihrer Begegnung mit Sterbenden auf das Gesangbuch oder auf ein Kapitel der Bibel beschränken. Gerade mit Rücksicht auf die heute häufig anzutreffenden Vorbehalte gegen ein gemeinschaftliches Beten werde ich erst versuchen, eine persönliche Verbindung mit dem Patienten herzustellen. Dabei könnte man behutsam die sogenannten Motivationen des anderen abtasten. Das Vertrauen zu einem seelsorgerlichen Zuspruch und zu einem Gebet muß in vielen Fällen erst aufgebaut werden.

Geistliche, Schwestern und Pfleger genießen bei dieser vorweggehenden Kontaktaufnahme immer noch einen Vorschub an Vertrauen. Aber nicht überall! Sie können anecken, wo sie zu selbstverständlich von der Gebetsbereitschaft des anderen ausgehen. Viele Menschen haben Furcht davor, ihr Inneres einem anderen preiszugeben. Bei einigen stoßen wir auch auf einen verdrängten Komplex, durch den die religiösen Gefühle in ein unergründliches Unterbewußtsein abgesunken sind. Kaum zugänglich aber sind solche Patienten, bei denen das verdrängte Religiöse entweder von anderslautenden Meinungen überlagert oder in einen falschen Glaubenseifer abgelenkt wurde. In solchen Fällen bewahrt sich dann in einer weniger erfreulichen Weise eine alte Lebensweisheit: Jeder stirbt so, wie er gelebt hat.

Wer nicht mit unbekümmerter Selbstsicherheit in ein Sterbezimmer geht, erfährt wahrscheinlich Phasen der Unsicherheit bei seinem Umgang mit Sterbenden. Einerseits möchte er Sterbende nicht überfallen, nicht ihre Schwäche ausnutzen und die Botschaft von der Auferstehung zum ewigen Leben nicht aufdrängen. Andererseits kann er die zu bezeugende Botschaft nicht erfragen, sondern muß sie sagen und anbieten. Auch hier zeigt sich wieder, ein Gebet muß dem Sterbenden schon angeboten werden. Sonst unterbleibt es vielfach, und heilbringende Seelenkräfte bleiben wieder einmal ungenutzt. Wer könnte das verantworten!

Wo aber Menschen an einem Sterbebett im Gebet zueinander finden, vertieft sich ihre gegenseitige Beziehung. Geduld, Verständnis und Anteilnahme bewirken in der gemeinsamen Hinwendung zu Gott eine Atmosphäre des Vertrauens. Sie aber ist eine wesentliche Hilfe „in der letzten Not“. Jeder kann dem anderen zu einem Seelsorger werden: Der „Seelsorger“ stellt sich mit dem anderen auf eine Ebene vor Gott. Er empfängt mit ihm den vergebenden Zuspruch

seiner Liebe. Das vermittelt einem Dahinscheidenden nicht nur Gelassenheit, sondern auch Zuversicht, ja sogar eine freudige Gewißheit. Sie entkrampft und läßt einen vom Tode Gezeichneten gelöster und dadurch schmerzloser „heimgehen“. Die schonende Mitteilung vom „Heimgang des lieben Großvaters, Vaters ...“ wird später nicht zu einer Floskel, weil dem Sterbenden die Ewigkeitshilfe nicht vorenthalten, sondern bewußt und mit Vollmacht angeboten wurde.

Es muß im Gegensatz dazu grausam wirken, wenn Ärzte oder Pflegekräfte in einer unverblühten Offenheit die sogenannte Wahrheit am Sterbebett sachlich kühl dahinblättern. Wer einen Sterbenden über sein bevorstehendes Ende aufklärt, müßte als Mitwisser eines für den Betroffenen unaussprechlichen Geheimnisses eigentlich auch zu seinem Vertrauten auf dem letzten Weg werden. Leider müssen wir feststellen, daß viele Sterbende den Gefährten ihres oft nur schwach entwickelten Glaubens entbehren. Dagegen zeigte das früher weitgehend geübte Versteckspiel immer noch eine liebevolle Rücksichtnahme auf einen vielleicht fehlenden oder nur dürftig entwickelten Glauben an die Auferstehung von den Toten.

Wer keinen Ausweg mehr für sich sieht, möchte nicht unbedingt über sein Sterben sachgerecht aufgeklärt werden. Diese Aufklärung könnte lediglich einen objektiven Tatbestand mit seiner Vor- und Nachgeschichte erhellen, aber dem Kranken geht es ja um sein subjektives Leiden, seinen Tod. Der für andere vielleicht wissenswerte Tatbestand ist für den Sterbenden selbst die persönliche Not. Sie macht ihm die Erbarmungswürdigkeit des menschlichen Lebens angesichts des Todes offenbar. So glaubensstark gehen nur wenige aus diesem Leben, daß sie auf einen Sterbendenbeistand verzichten könnten, weil ihnen bereits die „Sach-Mitteilung“ ihres bevorstehenden Endes hinreichte. Das gilt auch für den im Glauben Gefaßten, der den ewigen Tod schon hinter sich glaubt und nur noch den natürlichen Tod vor sich sieht. Sein Glaube sagt ihm zwar, daß er mit dem Verlust des zeitlichen Lebens das ewige Leben in Christus Jesus gewinnt: „Denn Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn“ (Philippenerbrief 1,21). Aber seinen natürlichen, zeitlichen Tod muß er doch erst durchleiden!

Das Gebet könnte jedem Sterbenden das Geheimnis des Lebens und Sterbens aufschließen. Beter könnten über die „kleinen“ Hoffnungen einer möglichen Lebensverlängerung hinaus immer auf die „große“ Hoffnung einer ewigen Geborgenheit bei dem liebenden Gott hinweisen. Aber sie werden dem Schwerkranken niemals vorgaukeln, er lebe endlos. Manche Angehörigen entwickeln bei diesen Vortäuschungen ein fragwürdiges Talent, bei dem sie allerdings das in sie gesetzte Vertrauen aufs Spiel setzen. Beter werden selber gefaßt und zugleich getröstet genug sein, um jederzeit, bildlich gesprochen, Türen nach vorne zu öffnen. Sie werden auch ehrlich genug sein, auf rückwärtige Türen hinzuweisen, die vielleicht nur noch angelehnt sind. Sie werden aber mit Überzeugung sagen können, daß die Türe der „großen“ Hoffnung in Christus Jesus immer weit offensteht.

Wer durch sein Gebet einem Sterbenden Beistand leistet, stirbt jedesmal ein Stück mit, um jedoch ein Stück weit mit dem anderen aufzuerstehen. So gesehen, beginnt das ewige Leben nicht erst nach dem Tode. Für den Sterbenden nimmt es schon auf dem Sterbebett allmählich Gestalt an. Für den, der einem anderen beisteht, leuchtet es schon früher auf seinem eigenen Lebensweg voraus und macht ihn jedesmal gewisser.

Beten mit Sterbenden – das müßte noch zum Schluß gesagt werden – ist also keine hohe Kunst. Sonst wäre es ein Vorrecht für nur wenige Menschen. Es ist vielmehr eine Gabe für alle Christen – auch wenn viele sie noch nicht in sich entdeckt haben. Andere haben sie aus einer falschen Scham oder Scheu noch nicht genügend entfaltet. Aber das ist schade für jeden, der ohne den Beistand eines Betenden sterben muß.

Friedrich Haarhaus, ... und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar. Ein ökumenisches Gebetbuch für alle, die sich und anderen auf dem Weg zum ewigen Leben zurechthelfen wollen, Hamburg: Agentur des Rauhen Hauses 1980, S. 5-16.